

gültigen Schätzungen, zogen das Exil in Europa und Übersee vor. Die Entscheidung des französischen Königs kam so überraschend nicht, hatte doch Landgraf Karl I. von Hessen-Kassel schon im April 1685 den gewerbetreibenden französischen Glaubensgenossen Privilegien für den Fall in Aussicht gestellt, daß sie in seiner Grafschaft ansiedeln würden; auch das Toleranzedikt des Großen Kurfürsten muß gedanklich schon vorbereitet gewesen sein, auch wenn es erst am 29. 10. 1685 publiziert wurde.

Der Flüchtlingsstrom ergoß sich in mehreren Schüben (meist über die Schweiz) nach Deutschland, in die Niederlande, nach England und Nordamerika. Gemeinden, Kirchen und Regierungen der Aufnahmeländer stellten erhebliche Mittel (in den Niederlanden beispielsweise auch durch eine Lotterie) für Aufenthalt, Reisekosten und Ansiedlung zur Verfügung; Drehscheibe für die Flüchtlinge wurde Frankfurt am Main, in dem auch Agenten der Niederlande, Preußens und Englands für ihre Länder wirkten. Die Aufnahme in den Gastländern war unterschiedlich gut organisiert, häufig aber wurden die Flüchtlinge im Bereich von Grenzstrabsböden angesiedelt, so daß sie in andere Länder weiterzogen. Am heftigsten wehrte sich die württembergische Kirche gegen die Aufnahme der Hugenotten mit der Maxime: »Lieber Türken im Land als die Reformierten.«

Die Hugenotten waren keine theologisch geschlossene Gruppe. Die erste Ausbildungsstätte für den Pfarrernachwuchs wurde 1730 in Lausanne geschaffen, der Stadt, in der die Hugenotten 25% der Bevölkerung stellten. Der ökonomische Einfluß der Hugenotten auf die Gastländer war eher mäßig, sehr rasch zeigten sich Assimilierungserscheinungen (Mischehen mit Einheimischen, Übernahme deutscher Wörter), die noch dadurch verstärkt wurden, daß bald keine französischsprachigen Pfarrer und Lehrer mehr zur Verfügung standen. »Die Basis der Refugiés im Staat der Hohenzollern war schwächer als ihre Wirkung [...]. Keine andere Einwanderungsgruppe hatte so viel von sich reden gemacht, keine andere hatte auch so viele Ansätze zur heroisierenden Legendenbildung geboten« (S. 196). Das Schicksal der Hugenotten spiegelt sich in den Säkularfeiern zur Vertreibung wider: 1785 erschien die erste umfangliche Dokumentation über Vertreibung und Aufnahme (in Preußen), 1885 feierten die Sprecher der Hugenotten sich und ihre Glaubensgenossen als die treuesten und entschlossensten Kämpfer für das Deutsche Kaiserreich, 1985 schließlich geriet das Jubiläum zu einem Drahtseilakt zwischen Tourismus, Traditionspflege und Standortbestimmung. Rechtzeitig wurde ein deutsch-französisches Gemeinschaftsprojekt (VW-Stiftung) zur Erforschung der Geschichte der Hugenotten ins Leben gerufen, rechtzeitig wurde im vorliegenden Buch, das übrigens gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache erschien, eine erste Zusammenfassung vorgelegt. Allerdings, so der wichtigste Eindruck, wird sehr viel in der Literatur längst Bekanntes erneut beschrieben und auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen verwiesen. *Uwe Ziegler*

JOACHIM HAHN – HANS MAYER: Das Evangelische Stift in Tübingen. Geschichte und Gegenwart – Zwischen Weltgeist und Frömmigkeit. Stuttgart: Theiss 1985. 406 S. mit 205 Abb. Kunstln. Bis 31. 12. 1986 DM 59,-; danach DM 68,-.

»Das Stift« ist leicht in aller Munde. Kaum eine Gestalt der altwürttembergischen Führungsschicht, in deren Biographie es nicht auftaucht. Daß sich viele schwäbische Geistesgrößen an seinen Reglements wunderraben hätten, manchmal fürs Leben, ist ein stehender Topos der Literatur. Das Gegenteil zu behaupten, könnte den Betroffenen noch heute in den Verdacht der Mediokrität bringen und ist fast unanständig. Und woher, wenn nicht von dort, hätte etwa die Figur eines »Repetenten der Nation« (gemeint: Friedrich Theodor Vischer) kommen sollen? Singulären Institutionen mit Monopolcharakter begegnet man gern auf ironische Distanz. Andererseits wurde und wird gerade das Stift immer gern vorgeführt, wenn Demonstrationen für »hie gut Württemberg allewege« gefragt sind, Belege für die gediegene Weisheit der (alt-)württembergischen Institutionen. These und Antithese bleiben hier oft konträr gegeneinander. Kein Wunder, denn ihre kunstreiche Vermittlung zur Synthese hat zwar der Stifter Hegel, aber erst später außerhalb des Stifts »erfunden«.

Die Singularität des Tübinger Evangelischen Stifts wird im vorliegenden Werk nicht überstrapaziert, sein durch den Herrscherwillen zuweilen Zwang ausübender Monopolcharakter (z. B. S. 60f.) nicht unterschlagen. Der Untertitel ist von den Autoren ernst genommen: Neben dem, worauf man als entferntere Geschichte zurückblickt, kommt reichlich die Gegenwart vor: unser Jahrhundert einschließlich der vergangenen 20 Jahre, in denen sich das Gesicht des Stifts wahrscheinlich mehr verändert hat als in allen Epochen zuvor. Erinnerung sei an die Festschreibung seiner Rolle (lediglich noch) als »Studien- und Wohnheim« für Theologiestudenten 1974, die den exklusiven Status dieser Bildungseinrichtung in allen

seinen Spielarten bis dahin beseitigt hat (S. 99–102) und an die gleichberechtigte Aufnahme von ›Stiftlerinnen‹ seit Anfang der 70er Jahre. Es ist überhaupt erstaunlich, welche Bedeutung das ›wilde‹ Studienjahr 1968/69, das Rezensent als Gast im Stift miterlebt hat, und was dem an Veränderungen folgte – zum Teil unter heftigen Geburtswehen –, hier gefunden hat (etwa S. 98–102, 222–225). Dabei wird Heikles nicht ausgeblendet: daß 1972 in der Landessynode der Ruf nach Auflösung des Stifts bedrohlich laut wurde (S. 225), daß ebendort 1973 sein Haushalt gerade noch drei Stimmen Mehrheit fand (S. 99), und daß sich in der Folge in Tübingen mit dem Albrecht-Bengel-Haus gleichsam ein ›Gegen-Stift‹ evangelikal-pietistischer Prägung etablierte (S. 179, 222–225). In dieser Hinsicht besticht das Buch durch seine Offenheit und darin wiederum in seinem Bemühen um faire Objektivität, die sein Engagement für das Stift keineswegs konterkariert.

Unter Verzicht auf eine leitende Idee, die wohl nur künstlich herauszupräparieren gewesen wäre, orientieren sich die Autoren in vier historischen Längsschnitten an den wechselnden bzw. aufeinanderfolgenden bildungstheoretischen Maximen und deren Umsetzung in institutionalisierte Praxis »zwischen Weltgeist und Frömmigkeit«. So präsentiert sich die Geschichte des Stifts, für die neben dem dreibändigen Werk von Martin Leube (1921–1936 u. 1954) zahlreiche Einzelarbeiten zur Verfügung stehen (verzeichnet S. 306–313; S. 307 ist Deetjen statt Dettjen zu lesen), in wohlthuend konzentrierter Verdichtung. Man liest mit Gewinn und Genuß. Der narrative Stil der Autoren tut der historiographischen Präzision durchaus keinen Abbruch, wenngleich das Fehlen eines Apparats bedauert werden mag.

Der erste Längsschnitt betrifft die Geschichte der Institution als ein Kapitel württembergischer Kirchengeschichte (S. 11–102): ihre Gründung 1536; die Statuten, Studien- und Lebensordnungen; die Stellung in Kirche, Staat und Bildungswesen; die Leitung und die Leitungspersönlichkeiten; den Übergang aus der staatlichen in die kirchliche Zuständigkeit 1928; die institutionellen Gegebenheiten und Veränderungen seitdem bis heute. – Der zweite, »Lehre und Lernen im Stift« (S. 103–161), gibt Einblick in die ›innere‹ Geschichte des Stifts, besonders den Studienbetrieb. Er nähert sich stellenweise einem komprimierten Traktat über die Tübinger Theologiegeschichte im Spannungsfeld von Universitätsdogmatik, herzoglichem Kirchen- und Studienregiment, ideen- und frömmigkeitsgeschichtlichen Impulsen (Pietismus, Aufklärung usw.) und den realen (Aus-)Bildungsanforderungen an künftige Pfarrer. Hier hing naturgemäß vieles vom jeweiligen Niveau der Philosophischen und (Evangelisch-)Theologischen Fakultät ab. Daneben kamen immer wieder Impulse des Repetentenkollegiums zur Geltung. Stiftsmusik und Stiftsbibliothek werden ebenfalls berührt. – Der dritte Längsschnitt, zur »Geschichte des Stiftlerseins« (S. 161–225), geht ein auf regionale und soziale Herkunft der Stiftler, Sondergruppen wie die Mömpelgarder und Elsässer (bis 1797) oder später die Philologen (seit 1853), Jahres- und Tageslauf, das religiöse Leben, die Disziplin und die gedachten und angewandten Mittel zu ihrer Durchsetzung, pietistische und revolutionär-demokratische Einflüsse, Verbindungswesen, die nationalsozialistische Ära und – wie erwähnt – die ›unruhigen‹ Jahre 1967 bis 1974. Diese Sozial- und Alltagsgeschichte des »Stiftlerseins« zeigt das Stift als Mikrokosmos, in dem sich die allgemein-gesellschaftlichen Bewegungen und das intellektuelle Klima der jeweiligen Zeit unter spezifischen Bedingungen widerspiegeln – manchmal intellektuell radikalisiert. Daß man die Spezifität dieser Bedingungen, zu denen Sozialpsychologie und Gruppendynamik Erhellendes beisteuern können, ›draußen‹ nie sonderlich zur Kenntnis nahm bzw. selten sachgerecht zu würdigen wußte, führte noch in neuester Zeit zu Überreaktionen und Polarisierungen, die auf die Evangelische Landeskirche als ganze zurückwirkten. – Ein »Baugeschichtlicher Abriss« (S. 226–275) schließlich berichtet detailreich über die vielen baulichen Veränderungen des alten Augustinerklosters bis heute. Die Überschrift verdeckt, daß er auch über »Verwaltung und Bedienung« berichtet und »Aus Küche, Keller und Garten« plaudert: von den unverzichtbaren ökonomischen Substrukturen.

Eine Galerie »Berühmte Stiftler« (S. 276–299) verzeichnet etwas mehr als 340 Namen (mit Lebensdaten). »Berühmt« schließt ein, daß mancher Memorierte zu Lebzeiten und darüber hinaus als berüchtigt und schlimmer verschrien war. Die Zahl der Stiftler insgesamt wird auf ca. 15 000 geschätzt (S. 161). Beide Zahlen im Vergleich zeigen, daß auch im Stift die normale Begabung das Alltägliche war bzw. nicht jede überschießende Chancen zu ihrer optimalen Entfaltung fand.

Zeittafel (S. 300–305) und Personenregister runden den Band ab. Er ist mit über 200 Abbildungen auf Tafeln und im Text durchschossen, die der Lektüre teils durch Marginalien, teils durch Bildkommentare übersichtlich zugeordnet sind. So empfiehlt sich das Buch auch äußerlich durch seinen gefälligen Eindruck.

Bleibt also nichts kritisch anzumerken? Doch: Die etwas selbstgenügsame Perspektive des in selbstkritischer Stilisierung so genannten »württembergischen Landeschristentums«: das Fehlen eines herzhaften Blicks über den eigenen Stifts- und Landeskirchen-Gartenzaun hinaus in die nähere oder weitere

»Ökumene«. Erstes Beispiel: S. 168–170 wird die Tatsache regelmäßiger ökumenischer Gaststudenten/-innen aus verschiedenen Kirchen im Stift zwar kurz erwähnt, aber über die gegenseitigen Erwartungen und Erfahrungen erfährt der Leser eigentlich nichts. Rezensent beispielsweise hat diesen Status, dessen er sich gern erinnert, keineswegs so marginal erlebt, wie das Thema hier behandelt ist. Liegt das Defizit mehr in der Darstellung oder am aktuellen Bewußtsein im Stift? Zweites Beispiel: Das jüngere Pendant zum Evangelischen Stift in Tübingen, das Katholische Wilhelmsstift (seit 1817), für dessen erste Verfassung die ältere Schwester Pate stand, wird da und dort erwähnt (z. B. S. 76, 85), und en passant erfährt man sogar von regelmäßigen Kontakten zwischen den beiden Stiften (S. 179, 270). In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß solche Kontakte, namentlich zwischen den Studenten und Repetenten, von 1817 bis ca. 1830 zeitweise eine Intensität und Selbstverständlichkeit hatten, die bei den respektiven Haus- und Kirchenleitungen geradezu Besorgnisse auslösten (Werner Groß: *Das Wilhelmsstift Tübingen 1817–1869. Theologenausbildung im Spannungsfeld von Staat und Kirche* [Contubernium 32]. Tübingen 1978). Daß diese Kontakte dann im Zug des aufkommenden Konfessionalismus – zuerst von katholischer Seite her – abbrachen, ist tragisch. Daß man von ihnen in der vorliegenden Arbeit nichts liest, ist schade. Auch die wechselnden Rechtsverhältnisse beider Stifte seit 1806 bzw. 1817 bis zu ihrem Übergang unter rein kirchliche Leitung 1928 hatten jeweils ihre mutuellen Analogien – ein Stück struktureller Ökumene, wenn auch nur juristischer Natur und vom Staat verordnet.

Das Stift darf sich zu dieser Publikation gratulieren. Das Jubiläumsjahr 1986 gibt die gern wahrgenommene Gelegenheit, dem Haus eine gute Zukunft zu wünschen, dem der Tübinger Theologe Matthias Hafener (1561–1619) den Propheten machte: »Clastrum hoc cum patria statue caditque sua« – dieses Kloster steht und fällt mit seinem Vaterland.
Abraham Peter Kustermann

PETER SCHMIDT: *Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker. Zur Funktion eines römischen Ausländerseminars (1552–1914)* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 56). Tübingen: Niemeyer 1984. 364 S. Ln. DM 98,-.

Die vorliegende Untersuchung ist, entgegen älterer kirchenhistorischer Tradition, explizit sozialgeschichtlichen Fragestellungen und Methoden verpflichtet. Dies zeigt sich schon an der quantitativen Gewichtung. Von nicht ganz 350 Seiten Text ist wenig mehr als ein Fünftel (S. 1–61) den Strukturproblemen der Institution »Collegium Germanicum« gewidmet, während ein gutes Drittel (S. 62–180) sich mit der Analyse der Germaniker befaßt und fast die Hälfte des Raumes (S. 181–346) tabellarischen Auflistungen verbleibt, wobei auf das alphabetische »Verzeichnis der Alumnen und Konviktoristen des Collegium Germanicum in Rom (1552–1914)« der Löwenanteil entfällt.

Der erste Teil vermittelt in geraffter Form die Entwicklung der Institution als solcher. Das 1552 begründete, 1573 reaktivierte Collegium Germanicum wird in den Rahmen der Gründungen von Ausländerseminaren in Rom hineingestellt, wobei die Rekrutierung und Ausbildung des Klerus von Teilkirchen in Rom ohnehin als Novum der Kirchengeschichte zu gelten hat und vor dem Hintergrund eines durch die reformatorischen Umwälzungen herbeigeführten Mangels an Theologen bzw. Seelsorgern, aber auch einer erstarkten innerkirchlichen Stellung des Papsttums zu sehen ist. Dabei bot, im Gegensatz zu England und Schottland, die konfessionell gesplattene Situation im Heiligen Römischen Reich durchaus reale (und auch genutzte) Chancen einer Rückgewinnung verlorener Positionen. Die Entfaltung des Collegium Germanicum bis 1773 wird in der Bipolarität von päpstlicher Institution und Jesuitenanstalt dargestellt. Die jesuitische Komponente konnte sich in der Gestaltung der inneren Verhältnisse des Kollegs weitgehend durchsetzen – bei der Fixierung des organisatorischen Rahmens, der Integrierung in die jesuitische Erziehungs- und Studienpraxis, der Bestellung der (durchweg italienischen) Rektoren –, während in der Frage der umfassenderen Zielsetzung die Vorstellungen der Kurie sich Geltung zu verschaffen wußten. Dies bedeutete, daß das ignatianische Konzept der Heranbildung einer frei verfügbaren, mobilen, von früheren Bindungen weitestgehend losgelösten und nicht aus einer bestimmten sozialen Schicht rekrutierten Klerikerreserve von dem Anliegen, in erster Linie Adelige für Führungspositionen in der Reichskirche zu qualifizieren, in den Hintergrund gedrängt wurde. Dabei erscheint die Kölner Krise des Jahres 1582 in einer gewissen Signalfunktion; gerade sie hatte die »Reformierung der Spitze der adeligen Reichskirche« (S. 45), verbunden mit einer zielbewußten Pfründenpolitik gegenüber den Domkapiteln, als dringendes Erfordernis deutlich werden lassen. Der Doppelpoligkeit des Collegium Germanicum entsprach es, daß die Kurie immer wieder – über die Kardinalprotektoren, die »Congregatio Germanica« und,